

# Wer hier tanzt, der tut es nicht zum Vergnügen

## Eine Reise zu den Sufis in Pakistan (1. Folge)

Navid Kermani, Süddeutsche Zeitung 24./25. März 2012

Was ist das nur für ein Rhythmus? So konzentriert ich auf meine Schenkel tippe, zähle ich eine Folge mal aus neun, mal aus elf, mal aus sechzehn rasenden Schlägen, sofern ich mich nicht täusche, aber ich täusche mich bestimmt, weil es eben ihre Undurchdringlichkeit ist, die mich, den Außenstehenden, in die Musik hineinzieht, so daß für Sekunden oder Minuten das Denken aussetzt, ich den Friedhof am Schrein des Schah Djamal in Lahore nicht mehr wahrnehme, obwohl meine Augen geöffnet sein müssen, da ich die beiden gewaltigen Trommeln doch sehe, die sich die Brüder Sain um den Hals gehängt haben, auch die vier Arme, allerdings nicht mehr die vier Stöcke, dafür wirbeln sie zu schnell. Viel zu kompliziert ist dieser Rhythmus, als daß er zum Mitklatschen, Mitgehen, Mitsummen einlode, und doch wippen die Oberkörper der vielleicht zweihundert, vielleicht dreihundert Zuhörer, die unter den Bäumen dichtgedrängt sitzen oder auf den Stufen der Gräber stehen, viele mit geschlossenen Augen, manche mit drehendem Kopf. Es sind größtenteils Menschen aus den unteren Schichten, wie man an den billigen Gewändern, in vielen Fällen auch an der dunklen Haarfarbe erkennt, einige Malangs darunter, wandernde Derwische, die wie altgewordene Hippies aussehen, lange Haare und Bart, Armreifen, Halsketten, Ohringe und tiefe Furchen im Gesicht, mittendrin einige glattrasierte Herren in schlichten, aber vornehmeren Tüchern, die versonnen lächeln, und auch Jüngere in westlicher Kleidung, wohl Studenten, Ethnologen oder Künstler, die sich mit der Digitalkamera oder dem Iphone in der hochgehaltenen Hand für die reiche Traditionen des eigenen Volks interessieren.

Immer wieder verläßt einer der Brüder den gemeinsamen Rhythmus, steigert sich in ein atemloses Solo, bricht ab, schert wieder ein. *Mast Qalandar* krächzt der ältere der beiden, Gongga Sain, dessen Ruhm in pakistanischen Sufikreisen sich seiner herausragenden Kunst, aber wohl auch seiner Erscheinung so stattlich wie aus einem Abenteuerfilm verdankt, riesige schwarze Augen, markante Wangenknochen, lange schwarzgelockte Haare, Bart und vielfarbige Ketten über dem schneeweißen Gewand. Zur Legende hinzukommt, daß Gongga praktisch taubstumm ist, hört die Schläge der Trommeln nicht, sondern spürt sie als Schwingungen im Körper, spricht nicht, sondern bringt aus seiner Kehle nur einzelne Laute und eben die Anrufungen des Heiligen *Lal Schahbaz Qalander* hervor, der im 13. Jahrhundert lebte: „O berauschter Qalander“. *Dschule Lal* antworten im Chor die Zuhörer: „roter Tänzer“.

*Schah Dschamal* ruft Gongga einen weiteren Kosenamen des Heiligen, „König der Schönheit“, worauf aus allen übrigen Kehlen wieder *Dschule Lal* erklingt. In den ansteigenden Zwiesengesang hinein schreien einige vor Verzückung laut auf. Ein Malang bringt aus einem kleinen Horn laute Töne hervor.

Später beruhigt sich die Musik wieder und fordert Gongga mit Armbewegungen die Zuhörer in den vorderen Reihen auf, sich nach hinten zu stellen, was das Gedränge zwischen den Gräbern noch einmal steigert. Auf den freigewordenen Platz treten nach und nach die Tänzer in roten, weißen, bunten oder Flickenkleidern, ihre Gesichter gezeichnet von Askese und Versenkung, von Erfahrungen in einer anderen als der diesseitigen Welt. Jeder hat seinen eigenen Weg, sich der Musik bis zur Ekstase zu überlassen, schüttelt wild den Kopf oder dreht sich rasend im Kreis, stapft auf den Boden oder springt in die Luft – auf einem Handrockkonzert geht es geordnet zu im Vergleich. Aber was auf den ersten Blick wild anmutet, setzt lange Übung voraus, ein schon artistisches Geschick. Einer zum Beispiel, der Kleinste, kreist mit ausgestreckten Armen und langen wehenden Haaren so unglaublich schnell um die eigene Achse, daß mir schon beim Zuschauen schwindelig wird. Wie macht er das nur mit den Füßen? frage ich mich, wie ich anfangs nach dem Rhythmus gefragt habe. Einige Male wollen sich junge Leute unter die Tänzer mischen. Sofort werden sie an die Seite gedrängt, zunächst väterlich freundlich, aber wenn nötig streng und bestimmt. Das hier ist kein Vergnügen, sondern Gottesdienst, den mitgestalten nur darf, wer die Handlungen beherrscht, nicht nur die Rhythmen und Schrittfolgen, auch die Gebete und den Hergang der inneren Zustände.

Pakistan, das heute mehr für seine extremistischen Bewegungen bekannt ist, für Talibanisierung, Terrorismus und Diskriminierung, ausgerechnet Pakistan ist eines der wenigen Länder der islamischen Welt, in denen die Mystik noch die vorherrschende Form der religiösen Praxis darstellt. 70 bis 80 Prozent aller Pakistanis, so ist in der Fachliteratur zu lesen, fühlen sich im weitesten Sinne der Schreinskultur zugehörig, die vom Sufismus durchdrungen ist, besuchen also, wenn sie nicht selbst einem Orden angehören, die Gräber mystischer Heiliger und Dichter, versorgen wandernde Derwische, folgen einem Pir, also einem sufischen Führer, lieben die vielfältigen Spielarten der religiösen Musik oder nehmen teil an den rauschhaften Ritualen. Die Mystik als eine individualistische, auf das innere Erleben des Einzelnen gerichtete Frömmigkeit, die Gewalt ablehnt, Toleranz vorlebt und unter allen Eigenschaften Gottes Seine Barmherzigkeit und Schönheit betont, bildete unter

Muslimen immer schon den Gegenpol zu der Buchstabenfrömmigkeit der Rechtsgelehrten und den Gedankentürmen der Scholastiker.

Bewohnten die Sufis innerhalb des Islams lange Zeit weitgehend ungestört eine riesige Parallelwelt, gerieten sie im Verlaufe des zwanzigsten Jahrhunderts zur Zielscheibe der neuen, fundamentalistischen Bewegungen, von denen sie nicht mehr nur abschätzig beäugt wurden wie von der Orthodoxie, sondern in Worten und zuletzt immer häufiger in Taten bekämpft. In Saudi-Arabien etwa haben die Wahhabiten schon vor Jahrzehnten konsequent alle Schreine, sogar die Schreine von Gefährten und Verwandten des Propheten zerstört, um die mystischen Kulte zu unterbinden, und in einer Theokratie wie der Islamischen Republik Iran sind die Sufis gerade in den Jahren unter Präsident Ahmadinedschad einer massiven Verfolgung ausgesetzt, werden Derwischklöster dem Erdboden gleichgemacht, die Führer der mystischen Orden verhaftet, gefoltert oder mit kurzgeschorenen Haaren durch die Straßen getrieben.

Auch in Pakistan sind die Mystiker ins Visier der Fundamentalisten geraten. In den letzten Jahren hat es zahlreiche Angriffe auf Schreine gegeben, so im Juni 2010 auf das größte Heiligtum Pakistans, den Schrein des Data Gandsch Bakhsch im Zentrum Lahores, als 45 Menschen starben. Aber das war nur der spektakulärste Anschlag, über den auch die internationalen Medien berichteten. Kaum ein Monat vergeht in Pakistan, in dem nicht eine Bombe in einem Schrein explodiert oder dessen Wärter ermordet werden. Es sind im Vergleich zu den Vorjahren wenige spektakuläre Anschläge darunter, bei den meisten starben zwei, drei, allenfalls mal zehn Menschen; Bekennergänge sind die Ausnahme, der Krieg, der hier geführt wird, bleibt in der Regel unerklärt. Offenkundig ist nur, gegen wen er sich richtet, nicht gegen den Westen, nicht einmal gegen Staat und Regierung. Dieser Krieg richtet sich gegen das Herzstück der eigenen Kultur. Gerade die Alltäglichkeit der Gewalt scheint es zu sein, mit der die Menschen von den Schreinen ferngehalten werden soll.

Der Staat bemüht sich, die Sufis zu schützen, in dem er ihre Heiligtümer mit Soldaten, Absperrungen und Kontrollschleusen wie auf Flughäfen sichert. Zugleich schränkt er die mystische Praxis radikal ein. So dürfen die Sain-Brüder schon lange nicht mehr im Schrein von Schah Djamal selbst auftreten, sondern nur auf dem viel zu kleinen Friedhof nebenan, und selbst dort nur zwei Stunden die Wochen. Immerhin, denke ich, als ich am nächsten Abend den Schrein von Madhu Lal Hussein betrete.

Schah Hussein war ein sufischer Heiliger, dessen Liebe zu seinem hinduistischen Schüler Madhu Lal die Grenzen der Konfessionen, Klassen, Konventionen sprengte. Als Zeichen ihrer Einheit nahm der Heilige den Namen des Geliebten an und nannte sich Madhu Lal Hussein. Ihr gemeinsames Grab wurde für Gläubige und Liebende beider Religionen zum Wallfahrtsort. Als ich Lahore vor zwölf Jahren zum ersten Mal besuchte, war der Schrein auch tagsüber mit Männer und Frauen gefüllt, mit Alten und Jungen, mit Bürgern und Malangs, und spielten jeden Abend mehrere Gruppen Qawwali, den von Chor, Harmonium und Trommeln unterlegten Gesang mystischer Liebesgedichte, den der verstorbene Nusrat Fateh Ali Khan auch im Westen berühmt gemacht hat. Diesmal komme ich bei Anbruch der Dunkelheit an, aber niemand scheint da, nicht die vielen Gläubigen, nicht die Musiker, kein Licht brennt, die Sicherheitsschleuse ist verlassen, das Tor verschlossen.

Hinter dem Zaun sehe ich einen jungen, schmalen Mann über den Hof gehen, den ich herbeirufe. Als er hört, daß ich aus einem anderen Land angereist bin und so gern noch am Grab der beiden Liebenden beten würde, läßt er mich eintreten. Nach dem Gebet frage ich ihn nach der Stille, die mich bestürzt. Nach dem Anschlag auf Data Gandsch Bakhsch habe die Provinzregierung nicht nur die Absperrungen errichtet und Kontrollen eingeführt, sie habe auch die Musik verboten. Wenn aber niemand mehr an den Schreinen singe, blieben auch die meisten Gläubigen fern oder beschränkten sie ihren Besuch auf das Gebet. Seine Abende verbringe niemand mehr bei Madhu Lal und Schah Hussein.

- Muß man nicht froh sein, daß der Staat die Sufis wenigstens zu schützen versucht? frage ich.

- Ach was, antwortet der Wärter und verweist darauf, daß die Muslim League des ehemaligen Ministerpräsidenten Nawaz Scharif, die den Pundjab regiert, Saudi-Arabien nahestünde: Die Sorge um die Sicherheit ist nur ein Vorwand, um die Blutbahn unserer Religion auszutrocknen.

Um mir einen Tee anzubieten, nimmt mich der junge Wärter mit in sein nahegelegenes Zimmer. In der Dunkelheit, die in den ärmeren Vierteln Lahores auch in den Häusern meist herrscht, weil der Strom dort abends besonders häufig ausfällt, setze ich mich auf die Decke, die nachts zum Schlafen ausgebreitet wird. Der Wärter holt Tee, Süßigkeiten und eine Taschenlampe herbei, bevor er zu erzählen beginnt: Er sei Musiker gewesen, Trommler in einer der berühmtesten Gruppen der Stadt und früher jeden Abend aufgetreten. Sogar nach Indien sei ihre Gruppe eingeladen worden, zu einem Festival in Agra, berichtet der Wärter stolz und hält eine holzgerahmte Urkunde vor die Taschenlampe, die den Trommlern einen

phantastischen Erfolg beim indischen Publikum bescheinigt. Er selbst habe noch Glück gehabt: Als die Musik am Schrein des Madhu Lal Hussein verboten wurde, habe er den Job als Wärter angekommen bekommen, so sei er den Liebenden wenigstens noch nah. Die übrigen Trommler hätten ihre bunten Gewänder abgelegt und verdienten ihr Geld als Handwerker oder Tagelöhner. So gehe es nicht nur ihnen, so gehe es den meisten Musikern Lahores, jedenfalls den religiösen Musikern. Manchmal spielten sie auf Hochzeiten oder Heiligenfesten, das sei aber auch schon alles und reiche nicht zum Überleben. Der Wärter der beiden Liebenden schreibt mir einen Link auf, unter dem ich die Musik auf *Youtube* hören könne.

An den folgenden Abenden fahre ich die Heiligtümer Lahores ab, die für ihre Musikgruppen, Tänzer, wandernden Derwische, überhaupt für ihr buntes Volk berühmt waren. Am größten Schrein, Data Gandsch Bakhsch, wo mit Ali al-Hodschwiri einer der bedeutendsten Theoretiker des Sufismus begraben liegt, muß ich einen Parcours aus Gittern passieren, und mich zusätzlich zur Sicherheitsschleuse noch viermal am Körper auf Waffen abtasten lassen, bevor ich in den Hof treten darf, der im Vergleich zu den früher üblichen Menschenansammlungen eines Freitagabends wie leergefegt wirkt. Spuren des Anschlags von 2010 sind nicht zu sehen, aber auch nirgends der Qawwal zu hören, den hier bis vor kurzem die besten Gruppen Pakistans spielten. Dabei hat kaum jemand das *Samaa*, das rituelle Hören von Musik zum Zwecke der Ekstase, so ausführlich beschrieben, analysiert und gepriesen wie im 11. Jahrhundert al-Hodschwiri. Nur sein Grab ist umringt von Gläubigen, die ins Zwiegespräch mit dem Heiligen versunken zu sein scheinen.

Am Schrein des Misri-Schah empfiehlt mir der Pir, ein ebenso großer wie kräftig gebauter Herr mit rotem Bart und roter Mütze am kommenden Samstag nach dem Nachtgebet wiederzukommen, da beginne das Fest des Mir Hossein und werde auch Musik gespielt, egal, was die Polizei sage. Die Gläubigen küssen dem ebenso großgewachsenen wie breitschultrigen Pir nicht die Hand, wie ich es aus anderen Ländern kenne, sondern schmiegen sich an seinen Körper, von dem besonderer Segen ausgehen muß. Erfreut über mein Interesse an der muslimischen Tradition, ruft er die anderen Ältesten herbei, um sich für ein gemeinsames Photo aufzustellen. Zum Abschied drückt er auch mich väterlich an seine Brust.

Vor dem Schrein der Bibi Pak Damnan fischen die wachhabenden Polizisten den Photoapparat aus meiner Tasche und überreichen ihn der Vorgesetzten, die hinter einem Tisch auf ihrem Handy spielt. Den müsse ich für die Dauer des Besuchs hier abgeben, blickt sie

streng auf. Ich verspreche, keine Photos zu machen, lächele ich sie unschuldig an. Wirklich versprochen? fragt sie und gibt mir die Kamera zurück.

Ein paar Meter entfernt vom Schrein des Mianmir, in dem es ebenso still geworden ist, sitzt ein alter, sehr dürrer Mann im Schneidersitz auf einer billigen Decke und singt den Passanten und Händlern ein trauriges Lied. Auf dem Kopf trägt er eine schwarze Mütze, im Gesicht weiße Stoppeln, über dem langen Gewand eine Fließjacke und darüber ein graues, zu großes Sakko. Er breitet die rechte Hand hinterm Ohr aus, während er singt, und führt die linke Hand klagend nach oben. O Papa, redet er den heiligen Mianmir im Lied an, o Papa, dein Fest ist zerstört, o Papa, nur du kennst meinen Schmerz. O Papa, in deinem Garten die Gärtner, sie sind alle neu. Aber was tun sie, o Papa?, die neuen Gärtner reißen alle Blumen aus. O Papa, nimm mich in deine Arme, o Papa, beschütz mich.